

Der Pfad des Träumens

Florinda Donner-Grau

Der Pfad des Träumens

Eine Initiation in die Welt der Zauberer

Mit einem Vorwort von
Carlos Castaneda

HANS-NIETSCH-VERLAG

Aus dem Amerikanischen von Olaf Krämer

Lektorat: Norbert Claßen
Korrektorat: Sylvia Schaible

Titel der Originalausgabe
Being-In-Dreaming
© 1991 by Florinda Donner-Grau
Bei HarperCollins Publishers, Inc.

Deutsche Ausgabe:
© 2008 by Hans-Nietsch-Verlag
Alle Rechte vorbehalten

Covergestaltung: Falk Wegner
Satz und Innengestaltung: Hans-Jürgen Maurer

Hans-Nietsch-Verlag
Am Himmelreich 7, D-79312 Emmendingen

www.nietsch.de
info@nietsch.de

ISBN: 978-3-939570-31-8

*Für alle,
die die Träume der Zauberer träumen.*

*Und für die wenigen,
die sie mit mir träumten.*

Anmerkung der Autorin

Meine erste Berührung mit der Welt der Zauberer war weder von mir geplant, noch hatte ich danach gesucht. Sie war eher zufälliger Natur. Im Juli 1970 traf ich in Nord-Mexiko auf eine Gruppe von Menschen, die, wie sich herausstellte, einer strikten Zaubertradition folgten, deren Ursprünge bis auf die Indianer des präkolumbianischen Mexiko zurückgehen.

Unsere erste Begegnung hatte eine andauernde und überwältigende Wirkung auf mich. Ich kam in Kontakt mit einer Welt, die parallel zu der unsrigen existiert. Zwanzig Jahre meines Lebens habe ich dieser Welt gewidmet. Das folgende Buch ist der Bericht darüber, wie mein erster Kontakt zustande kam und wie er durch jene Zauberer bestärkt und dirigiert wurde, die für meine Anwesenheit zu jener Zeit und an jenem Ort verantwortlich waren.

Die Bedeutendste unter ihnen war eine Frau namens Florinda Matus. Sie war mein Mentor und meine Führerin. Sie war auch diejenige, die mir als Geschenk der Liebe und der Kraft ihren Namen gab.

Diese Leute als Zauberer zu bezeichnen, war nicht meine Idee. *Brujo* oder *bruja* sind die spanischen Ausdrücke für Zauberer oder Hexe – je nach Geschlecht des Praktizierenden. Die negative Konnotation dieser Bezeichnungen habe ich immer von mir gewiesen. Allerdings waren es die Zauberer selbst, die mich in dieser Hinsicht ein für alle Mal beruhigten, indem sie mir erklärten, dass Zauberei etwas sehr Abstraktes sei: die Fähigkeit, die Grenzen herkömmlicher Wahrnehmung zu erweitern; eine Fähigkeit, die manche Menschen entwickeln und andere nicht. Diese abstrakte Qualität annullierte automatisch jede negative oder positive Deutung der Begriffe, die benutzt werden, um praktizierende Zauberer zu beschreiben.

Die Erweiterung der Grenzen herkömmlicher Wahrnehmung ist ein Konzept, das aus dem Glauben der Zauberer resultiert, dass unsere Wahlmöglichkeiten im Leben begrenzt seien, da unser Sein durch die soziale Ordnung definiert ist. Zauberer glauben, dass diese soziale Ordnung uns gewisse Wahlmöglichkeiten anbietet, die wir nicht in Frage stellen. Indem wir diese vorgegebenen Möglichkeiten akzeptieren, setzen wir unseren beinahe grenzenlosen Fähigkeiten ein Limit.

Glücklicherweise, so sagen die Zauberer, besteht diese Limitation lediglich in Bezug auf unsere sozialen Aspekte und nicht in Bezug auf unsere andere Seite, die praktisch kaum zugänglich ist, da sie nicht im Bereich des gewöhnlichen Bewusstseins angesiedelt ist. Das Hauptanliegen der Zauberer besteht deshalb in der Enthüllung dieser Seite. Sie tun dies, indem sie den zerbrechlichen und doch hartnäckigen Schild menschlicher Vorstellungen in Bezug auf unser Wesen und unsere Fähigkeiten zerbrechen.

Zauberer wissen, dass es in unserer Alltagswelt Menschen gibt, die auf der Suche nach alternativen Wirklichkeiten ins Unbekannte vorstoßen. Ihrer Ansicht nach bestünden die Auswirkungen dieser Vorstöße idealerweise darin, dort die notwendige Energie aus unseren Erkenntnissen zu ziehen, um uns von unserer Realitäts-Definition zu lösen. Leider sind diese Vorstöße meist nur geistige Anstrengungen. Kaum jemals hat uns ein neuer Gedanke oder eine neue Idee wirklich verändert.

In der Welt der Zauberer habe ich erfahren, dass Zauberer die Überinkunft, durch die wir Realität definieren, brechen können, ohne sich von der Welt zurückzuziehen oder sich dabei zu verletzen.

Vorwort

von *Carlos Castaneda*

Vom Ende der Sechziger- bis in die Mitte der Siebzigerjahre war Florinda Donner-Grau, gemeinsam mit Taisha Abelar, Carol Tiggs und mir, Schülerin von Don Juan Matus, einem Meisterzauberer aus dem Staat Sonora in Mexiko. Seit Don Juan diese Welt verlassen hat, widmete sie ihr Leben ausdrücklich der Aufgabe, das von ihm Erlernte für sich unter Beweis zu stellen. Das vorliegende Buch ist ein Nebenprodukt dieser Arbeit.

Aufgrund eines Umstandes, den Don Juan als natürliche Konstellation der energetischen Muster Florinda Donner-Graus betrachtete – eine ihre Wahrnehmung betreffende Fähigkeit, die sie unverwechselbar machte –, erteilten er und zwei weitere Hexen seiner Gruppe, Florinda Grau und Zuleica Abelar, ihr besondere Anweisungen und bildeten sie in einer Disziplin aus, die man die »Kunst des Träumens« nennt.

Don Juan zufolge praktizierten die Zauberer des präkolumbianischen Mexiko zwei unterschiedliche Künste: die Kunst des Träumens und die Kunst des Pirschens. Ob man es in der einen oder anderen Kategorie zur Meisterschaft bringt, hängt von der angeborenen Begabung des Praktizierenden ab. Träumer sind jene, die über die Fähigkeit verfügen, einen besonderen Aspekt des Bewusstseins, den die Zauberer als »Traum-Aufmerksamkeit« bezeichnen, auf gewöhnliche Träume anzuwenden. Und Pirscher sind in der Lage, einen anderen Aspekt des Bewusstseins, die »Aufmerksamkeit des Pirschers«, auf die Schlüsselemente einer beliebigen Situation im alltäglichen Leben anzuwenden, um dadurch ihren Pfad zu verändern oder ihn nicht verlassen zu müssen.

Don Juan hat nie einen Zweifel daran gelassen, dass die Auffassungen der Zauberer des Altertums nach wie vor Gültigkeit besitzen und dass die modernen Zauberer sich ebenfalls in diese beiden unterschied-

lichen Traditionen unterteilen lassen. Deshalb bestand sein Hauptanliegen als Lehrer darin, seinen Schülern durch rigoroses Training und eiserne Disziplin die Ideen und Praktiken der Zauberer des Altertums nahezubringen.

Was die Kunst des Träumens betrifft, so sind die Zauberer der Ansicht, dass sich der Schüler nach erfolgreicher Meisterung der Traumaufmerksamkeit den Gegenständen der gewöhnlichen Träume zuwenden und so diese Träume augenblicklich in »bewusstes Träumen« verwandeln kann. Für die Zauberer ist das Träumen eine Pforte in andere Welten; reale Welten, jedoch unfassbar für den Verstand des modernen Menschen.

Als mir Don Juan zum ersten Mal von der Kunst des Träumens erzählte, fragte ich ihn: »Willst du damit sagen, dass ein Zauberer seine Träume für real hält?«

»Ein Zauberer hält nichts für etwas anderes, als es ist«, erwiderte er. »Träume sind Träume. Ich jedoch spreche von einer vollkommen anderen Ausgangssituation. Bewusstes Träumen darf nicht mit Tagträumen verwechselt werden. Träumen ist eine Realität für sich.«

»Was willst du damit sagen? Bitte erkläre es mir genauer.«

»Begreife endlich, dass ein Zauberer kein Narr und auch kein Fall für den Psychiater ist. Ein Zauberer verfügt weder über die Muße noch liegt es in seiner Natur, sich oder andere zu täuschen oder einen falschen Zug zu machen. Zu viel steht für ihn auf dem Spiel. Er könnte seine essenzielle Ordnung riskieren, um deren Perfektionierung er sich sein ganzes bisheriges Leben lang bemüht hat. Ein Zauberer verschwendet nichts, was ihm mehr bedeutet als sein eigenes Leben, nur um anderen etwas vorzumachen. Für einen Zauberer ist das Träumen etwas sehr Simples, da er in Träumen imstande ist zu handeln; er kann aus einer Menge von Möglichkeiten die passende zur Erreichung seiner Ziele wählen.«

»Willst du damit sagen, dass Träume so real sind wie das, was wir gerade tun?«

»Die Träume nicht, aber das Träumen. Wenn dir an Vergleichen gelegen ist, kann ich dir sagen, dass das Träumen möglicherweise sogar realer ist. Während des Träumens kann die Natur der Dinge und der Lauf der Ereignisse verändert werden. Doch all das ist nicht wichtig.«

»Was ist dann wichtig, Don Juan?«

»Mit der Wahrnehmung zu spielen. Zu träumen heißt, die Reichweite des Wahrnehmbaren bis zu einem Punkt zu erweitern, an dem die Grenzen des Verstandes überschritten werden.«

Nach Aussage der Zauberer besitzen alle Menschen die natürliche Fähigkeit zum Träumen oder zum Pirschen. Für viele stellt es keine Schwierigkeit dar, Kontrolle über das bewusste Träumen oder das Pirschen zu erlangen, und wir sind darin so geschickt, dass uns die meiste Zeit über nicht mal auffällt, dass wir es tun. Die Geschichte der Ausbildung von Florinda Donner-Grau ist ein Beispiel für dieses Geschick. Sie benötigte dafür Jahre härtester Arbeit; nicht etwa um Kontrolle über ihr Träumen zu erlangen, sondern um ihre Fertigkeiten als Träumerin zu erkennen und diese in einen sinnvollen Zusammenhang zu integrieren.

Jemand fragte Florinda Donner-Grau einmal, was der Anlass für die Arbeit an ihrem Buch gewesen sei. Sie gab zur Antwort, dass sie es für unbedingt erforderlich gehalten habe, anderen von ihren Erfahrungen während der Konfrontation mit dem bewussten Träumen und der Entwicklung ihrer Fähigkeit zu träumen zu berichten, um jene, die ernsthaft an Don Juans Behauptungen über die unbegrenzten Möglichkeiten der Wahrnehmung interessiert sind, zumindest intellektuell anzuregen oder sie gar zu eigener Traumarbeit zu inspirieren.

Don Juan war der Ansicht, dass weder heutzutage noch zu irgendeinem anderen Zeitpunkt irgendwo auf der Welt ein System existierte, das jenem der präkolumbianischen Zauberer vergleichbar wäre und sich in ähnlicher Form mit der Natur unserer Wahrnehmung befasst hätte.

Einer spontanen Eingebung folgend, entschied ich mich nach dem Besuch einer Kindstaufe bei einer Freundin in Nogales, Arizona, einen Abstecher nach Mexiko zu machen. Als ich gerade dabei war, mich zu verabschieden, bat mich Delia Flores, eine der Anwesenden, sie mit nach Hermosillo zu nehmen.

Sie war dunkelhäutig, etwa fünfundvierzig Jahre alt, von mittlerer Größe und kräftiger Statur. Sie wirkte ausgesprochen stämmig und ihr schwarzes Haar war zu einem dicken Zopf geflochten. Ihr rundliches, so gerissen wie mädchenhaft wirkendes Gesicht wurde von einem Paar dunkler, glänzender Augen erhellt.

In der Annahme, es handle sich bei ihr um eine in Arizona lebende Mexikanerin, erkundigte ich mich, ob sie zum Übertritt der Grenze eine Touristenkarte benötige.

»Wozu sollte ich eine Touristenkarte brauchen? Etwa um in mein eigenes Land einzureisen?«, erwiderte sie mit vor gespielter Überraschung weit aufgerissenen Augen.

»Ihrem Verhalten und Dialekt nach habe ich angenommen, Sie kämen aus Arizona«, sagte ich.

»Meine Eltern waren Indianer aus Oaxaca«, erklärte sie. »Aber ich bin eine Ladina.«

»Was ist eine Ladina?«

»Ladinos sind clevere Stadtindianer«, erklärte sie und in ihrer Stimme schwang ein mir unverständlicher Stolz mit, als sie hinzufügte: »Sie übernehmen die Sitten des Weißen Mannes und haben eine derartige Raffinesse darin entwickelt, dass sie imstande sind, sich überall hinein-zumogeln.«

»Darauf wäre ich nicht unbedingt stolz«, bemerkte ich kritisch.

»Diese Eigenschaft gereicht Ihnen ganz gewiss nicht zum Vorteil, Mrs Flores.«

Sie grinste mich an und antwortete fröhlich: »Einem echten Indianer oder einem echten Weißen vielleicht nicht. Aber ich bin damit voll und ganz zufrieden.« Sie lehnte sich in meine Richtung und fügte hinzu: »Nenn mich einfach Delia. Ich habe das unbestimmte Gefühl, wir beide werden noch gute Freunde.«

Da ich nicht wusste, was ich darauf sagen sollte, konzentrierte ich mich auf die Straße. Schweigend fuhren wir am Grenzübergang vor, wo der Beamte nach meiner Touristenkarte fragte, Delia jedoch ungehindert passieren ließ. Er schien sie nicht einmal wahrgenommen zu haben – zwischen den beiden wurden weder Worte noch Blicke gewechselt. Als ich versuchte, mit Delia zu sprechen, schnitt sie mir mit einer gebieterischen Handbewegung das Wort ab, woraufhin der Grenzbeamte mich fragend ansah. Als ich nichts sagte, zuckte er mit den Schultern und winkte mich durch.

»Weshalb hat er deine Papiere nicht sehen wollen?«, fragte ich, als wir den Grenzposten hinter uns gelassen hatten.

»Oh, der kennt mich«, log sie. Und da sie wusste, dass ich wusste, dass sie log, brach sie in schamloses Gelächter aus. »Ich glaube, ich habe ihm Angst eingejagt und er traute sich nicht mit mir zu reden«, log sie erneut und lachte wieder.

Um sie vor einer ständigen Steigerung ihrer Lügengeschichten zu bewahren, wechselte ich das Thema und begann, Tagesthemen und Nachrichten von allgemeinem Interesse anzusprechen. Doch abgesehen davon fuhren wir die meiste Zeit schweigend dahin. Es war kein unangenehmes oder zwanghaftes Schweigen; es hatte etwas von der Wüstenlandschaft um uns herum, grenzenlos, karg und auf seltsame Weise beruhigend.

»Wo soll ich dich absetzen?«, fragte ich sie, als wir nach Hermsililio kamen.

»In der Innenstadt«, erwiderte sie. »Immer wenn ich hierher komme, steige ich im gleichen Hotel ab. Die Besitzer sind gute Bekannte. Sie werden dir sicher zum gleichen Vorzugspreis ein Zimmer vermieten wie mir.«

Dankbar nahm ich ihr Angebot an.

Das Hotel war alt und heruntergekommen und der Blick aus meinem Zimmerfenster bescherte mir nur einen staubigen Innenhof. Ein Doppelbett mit einem Aufbau aus vier Pfählen sowie eine massive altmodische Kommode verliehen dem Zimmer eine beklemmende Enge. Im Laufe der Zeit hatte man nachträglich ein kleines Badezimmer angebaut, doch unter dem Bett befand sich noch der Nachttopf, passend zu der Wasch-Schüssel auf der Kommode.

Die erste Nacht war grauenhaft. Ich wachte unzählige Male auf und in meinen Träumen schien jemand in meinem Zimmer zu flüstern und Schatten bewegten sich an den Wänden. Hinter den Möbeln tauchten seltsame Formen und monströse Tiere auf und in den Ecken des Zimmers materialisierten sich bleiche, geisterhafte Gestalten.

Am nächsten Tag erkundete ich eingehend die Stadt und die nähere Umgebung. Obwohl ich am Abend vollkommen erschöpft war, konnte ich nicht einschlafen. Als es mir schließlich doch gelang, versank ich in einem grässlichen Alptraum und bemerkte schließlich, dass an meinem Fußende eine dunkle, amöbenhafte Kreatur auf mich lauerte. Aus höhlenhaften Spalten drangen ihre in der Dunkelheit schimmernden Tentakel auf mich ein. Als die Kreatur sich über mich beugte, atmete sie kräftig und erzeugte dabei kurze, raspelnde Geräusche, die stets in einem leisen Pfeifton endeten.

Die schimmernden Fangseile, die die Kreatur um meinen Nacken schlang, erstickten meine Schreie und während dieses Wesen – von dem ich instinktiv annahm, dass es weiblichen Geschlechtes war – sich auf mich legte und mich zu zerquetschen begann, verlor ich das Bewusstsein.

Schließlich wurde dieser zeitlose Augenblick zwischen Tag und Traum durch ein energisches Klopfen an die Tür meines Zimmers und die Stimmen aufgeregter Hotelgäste auf dem Flur unterbrochen. Ich drehte das Licht an und murmelte durch die verschlossene Tür hindurch einige Entschuldigungen und Erklärungen.

Den Alptraum noch wie Schweiß auf meiner Haut, begab ich mich ins Bad und betrachtete mich im Spiegel. Fast hätte ich wieder aufgeschrien. Die blutunterlaufenen Streifen an meiner Kehle und die roten Punkte, die in regelmäßigen Abständen über meine Brust liefen, sahen aus wie eine unvollendete Tätowierung. Maßlos entsetzt, begann ich

meine Taschen zu packen und betrat gegen drei Uhr morgens die wie ausgestorben wirkende Lobby des Hotels, um meine Rechnung zu begleichen.

»Wohin willst du um diese Uhrzeit?«, fragte Delia Flores, die plötzlich aus einer Tür hinter der Rezeption aufgetaucht war. »Ich habe bereits von deinem Albtraum gehört. Das ganze Hotel hat sich Sorgen gemacht.«

Vor Freude über ihren Anblick umarmte ich sie und begann sofort zu schluchzen.

»Na, na«, sagte sie beruhigend und streichelte meinen Kopf. »Wenn du willst, kannst du bei mir im Zimmer schlafen. Ich werde auf dich achtgeben.«

»Um nichts in der Welt bleibe ich in diesem Hotel«, sagte ich. »Ich fahre sofort zurück nach Los Angeles.«

»Hast du des Öfteren Alpträume?«, fragte sie beiläufig, während sie mich zu einer alten Couch in der Ecke führte.

»So lange ich mich erinnern kann. Mal mehr, mal weniger heftig«, sagte ich. »Eigentlich habe ich mich daran gewöhnt, doch heute Nacht hatte ich den grässlichsten und realistischsten Albtraum meines Lebens.«

Sie blickte mich lange forschend an und sprach dann mit bedächtiger Stimme, ihre Worte bewusst verschleppend: »Möchtest du deine Alpträume loswerden?« Während sie das sagte, warf sie einen Blick über ihre Schulter, so als fürchte sie, jemand könne hinter der Tür stehen und uns belauschen. »Ich kenne jemanden, der dir helfen könnte.«

»Sehr, sehr gern«, flüsterte ich und löste das Halstuch um meinen Hals, um ihr die roten Male zu zeigen. Ich schilderte ihr die genauen Details meines Albtraums. »Hast du so etwas schon einmal gesehen?«, fragte ich sie.

»Sieht schlimm aus«, verkündete sie und untersuchte sorgfältig die Streifen an meiner Kehle. »Auf keinen Fall solltest du abfahren, ohne meine Medizinfrau gesprochen zu haben. Sie lebt ungefähr hundert Meilen südlich von hier. Mit dem Auto sind wir in zwei Stunden dort.«

Die Aussicht darauf, einer Heilerin zu begegnen, beruhigte mich. Seit meiner Kindheit in Venezuela hatte ich Kontakt mit Heilern gehabt. Wann immer ich krank wurde, riefen meine Eltern den Doktor

und sobald er gegangen war, wickelte unsere venezuelanische Haushälterin mich in ein paar Decken und schaffte mich zum Heiler. Als ich älter wurde und mich nicht länger von einem Mediziner behandeln lassen wollte – schließlich tat das keine meiner Freundinnen –, überzeugte sie mich, dass es nicht schaden könne, doppelt geschützt zu sein. Mittlerweile war mir dieser Brauch so in Fleisch und Blut übergegangen, dass ich auch in Los Angeles im Krankheitsfall für gewöhnlich einen Arzt und eine Heilerin aufsuchte.

»Meinst du, sie wird mich heute behandeln?«, fragte ich Delia und erinnerte sie daran, dass Sonntag war.

»Sie würde dich an jedem Wochentag behandeln«, versicherte Delia. »Warte kurz hier und ich werde dich zu ihr bringen. Ich bin in einer Minute zurück.«

»Weshalb solltest du wegen mir einen derartigen Umweg machen?«, fragte ich und mit einem Mal beunruhigte mich ihr Angebot. »Schließlich kennst du mich überhaupt nicht.«

»Genau deshalb!«, rief sie. Mit milder Nachsicht, als könne sie die aufsteigenden Zweifel in meinem Inneren erkennen, blickte sie mich von oben herab an. »Was könnte ein triftiger Grund sein?«, fragte sie. »Einem Unbekannten zu helfen, ist entweder ein Akt der Narretei oder aber ein Akt großer Selbstbeherrschung. In meinem Fall handelt es sich um große Selbstbeherrschung.«

Sprachlos starrte ich in ihre Augen, die diese Welt mit Neugier und Erstaunen und ohne Angst zu akzeptieren schienen. Etwas an ihrem Wesen beruhigte mich. Nicht nur, dass ich ihr vertraute; ich hatte auch das Gefühl, sie schon immer gekannt zu haben. Ich war mir sicher, dass es zwischen uns eine Verbindung und eine außergewöhnliche Nähe gab, über deren genaue Natur ich mir jedoch noch nicht im Klaren war.

Trotzdem dachte ich kurz daran, meine Taschen zu schnappen und zu meinem Wagen zu rennen, sobald sie wieder hinter der Tür verschwunden war, um ihre Sachen zu holen. Auf keinen Fall wollte ich durch meinen Übermut in weitere Schwierigkeiten geraten. Doch trotz nagender Zweifel hielt mich eine unerklärliche Neugier zurück.

Ich hatte beinahe zwanzig Minuten gewartet, als endlich eine Frau im roten Hosenanzug und mit hochhackigen Schuhen aus der Tür hin-

ter der Rezeption trat und unter der Deckenbeleuchtung stehen blieb. Mit gekonnter Geste warf sie ihren Kopf zurück, sodass die Locken ihrer blonden Perücke im Licht glänzten.

»Du hast mich nicht erkannt, hab ich recht?«, lachte sie vergnügt.

»Bist du es, Delia?«, rief ich aus und starrte sie mit offenem Mund an.

»Was hältst du davon?«, fragte sie. Immer noch kichernd, trat sie mit mir hinaus auf den Bürgersteig. Sie warf ihren Korb und ihre Reisetasche auf den Rücksitz meines kleinen Cabriolets und setzte sich neben mich. »Die Medizinfrau, zu der ich dich bringe, behauptet, dass nur die ganz Jungen und die ganz Alten es sich leisten können, unmöglich aus-zusehen.«

Bevor ich Delia daran erinnern konnte, dass sie weder das eine noch das andere war, gestand sie mir, dass sie wesentlich älter sei, als sie aussehe. Ihr Gesicht strahlte, als sie sich mir zuwandte und ausrief: »Ich trage diese Klamotten, weil ich meine Freunde überraschen will!«

Ob sie damit mich oder ihre Medizinfrau meinte, sagte sie nicht. Was mich anging, war die Überraschung gelungen. Nicht nur ihre Kleidung, sondern ihr gesamtes Verhalten hatte sich verändert – keine Spur mehr von der unnahbaren, misstrauischen Frau, die mit mir von Nogales nach Hermosillo gefahren war.

»Das wird eine wunderbare Fahrt«, verkündete sie. »Bitte lass das Verdeck herunter.« Ihre Stimme klang froh und verträumt. »Wie ich es liebe, nachts mit offenem Verdeck zu fahren.«

Bereitwillig stimmte ich ihr zu und als wir Hermosillo endlich verließen, war es bereits vier Uhr morgens. Der Himmel war von samtem Schwarz, übersät mit unzähligen Sternen. Er schien weiter entfernt zu sein als alle anderen Nachthimmel, die ich in meinem Leben gesehen hatte. Obwohl wir schnell fuhren, kam es mir vor, als würden wir uns nicht von der Stelle bewegen. In endloser Reihe tauchten die knotigen Silhouetten der Kakteen und Mesquite-Bäume im Licht der Scheinwerfer auf, nur um wieder zu verschwinden; alle schienen sie die gleiche Form und Größe zu haben.

»Ich habe uns ein bisschen süßes Gebäck und eine Thermoskanne mit Champurrado eingepackt«, sagte Delia und langte nach ihrem Korb auf dem Rücksitz. »Vor Morgengrauen werden wir nicht ankommen.«

Sie goss mir eine halbe Tasse dickflüssige Schokolade mit Maisbrei ein und fütterte mich häppchenweise mit Kuchen.

»Wir durchfahren verzaubertes Terrain«, sagte sie, während sie von der köstlichen Schokolade trank. »Ein magisches Land, bevölkert von Menschen auf dem Kriegspfad.«

»Wer soll auf dem Kriegspfad sein?«, fragte ich und versuchte, nicht allzu überheblich zu klingen.

»Die Yaqui von Sonora«, erwiderte sie und wartete schweigend auf meine Reaktion. »Ich bewundere die Yaqui dafür, dass sie sich in permanentem Kriegszustand befinden«, fuhr sie fort. »Zunächst waren es die Spanier und bis 1934 dann die Mexikaner, die die Grausamkeit, Schläue und Erbarmungslosigkeit der Yaqui-Krieger zu spüren bekamen.«

»Ich habe für kriegerische Menschen nichts übrig«, erklärte ich. Um mich für meinen streitlustigen Tonfall zu entschuldigen, fügte ich gleich darauf hinzu, dass ich aus einer deutschen, durch die Kriegswirren getrennten Familie stamme.

»Dein Fall liegt anders«, behauptete sie. »Ihr habt nicht für die Freiheit gekämpft.«

»Augenblick!«, protestierte ich. »Gerade weil ich für die Freiheit bin, verabscheue ich den Krieg so nachdrücklich.«

»Wir reden von zwei verschiedenen Arten des Krieges«, beharrte sie.

»Krieg ist Krieg«, warf ich ein.

»Deine Art Krieg«, fuhr sie fort, ohne auf meinen Einwand einzugehen, »findet zwischen zwei Brüdern statt, die beide herrschen wollen und um die Vormacht kämpfen.« Sie lehnte sich zu mir und fügte in dringlichem Flüsterton hinzu: »Der Krieg, von dem ich spreche, ist der zwischen einem Sklaven und seinem Herrn, der Menschen als sein Eigentum betrachtet. Erkennst du den Unterschied?«

»Nein. Tue ich nicht«, insistierte ich störrisch und wiederholte, dass Krieg Krieg sei, egal aus welchem Grund er geführt wurde.

»Da kann ich dir nicht zustimmen«, sagte Delia und lehnte sich laut seufzend in ihrem Sitz zurück. »Möglicherweise liegt der Grund für die Unvereinbarkeit unserer Positionen in unterschiedlichen sozialen Realitäten.«

Verblüfft durch ihre Wortwahl, verlangsamte ich die Geschwindig-

keit. Ich wollte nicht unhöflich erscheinen, doch dass ausgerechnet sie akademische Konzepte zum Besten gab, schien mir derartig unpassend und kam so unerwartet, dass ich laut auflachen musste.

Delia schien sich daraus nichts zu machen; offenbar zufrieden mit sich selbst, blickte sie mich lächelnd von der Seite an. »Sobald du meinen Standpunkt verstehst, wirst du deine Meinung ändern«, sagte sie so ernsthaft und in derartig freundlichem Ton, dass ich mich für mein Lachen schämte. »Möglicherweise entschuldigst du dich sogar dafür, mich ausgelacht zu haben«, fügte sie hinzu, so als habe sie meine Gedanken gelesen.

»Ich entschuldige mich, Delia«, sagte ich aus vollem Herzen. »Meine Unhöflichkeit tut mir leid. Deine Behauptungen haben mich so überrascht, dass ich nicht wusste, wie ich reagieren sollte.« Ich sah sie kurz an und fügte reumütig hinzu: »Deshalb habe ich gelacht.«

»Ich habe nicht von einer Entschuldigung für dein soziales Verhalten gesprochen«, sagte Delia und schüttelte enttäuscht den Kopf. »Ich meinte eine Entschuldigung für dein Unverständnis gegenüber dem menschlichen Elend.«

»Ich habe keine Ahnung, wovon du sprichst«, sagte ich unbehaglich und spürte, wie ihre Blicke mich förmlich durchdrangen.

»Als Frau solltest du sehr wohl in der Lage sein, dieses Leid zu verstehen«, sagte sie. »Du bist dein ganzes Leben Sklavin gewesen.«

»Wovon redest du eigentlich?«, fragte ich, mittlerweile irritiert durch ihre Impertinenz. Ich beruhigte mich jedoch sogleich mit dem Gedanken, die arme Indianerin habe ohne Zweifel einen unerträglich dominanten Ehemann daheim. »Glaub mir, Delia, ich bin wirklich nicht gerade unfrei. Ich kann tun und lassen, was ich will.«

»Du kannst vielleicht tun und lassen, was dir gefällt, aber frei bist du deswegen nicht«, beharrte sie. »Du bist eine Frau und damit automatisch der Gnade der Männer ausgeliefert.«

»Ich bin der Gnade von niemandem ausgeliefert«, rief ich.

Ich wusste nicht, ob es an meiner Behauptung oder an dem Ton meiner Stimme lag, dass Delia in laute Lachsalven ausbrach. Sie lachte mich aus, so wie ich sie eben ausgelacht hatte.

»Du scheinst deine Rache zu genießen«, sagte ich pikiert. »Jetzt bist du am Drücker, nicht wahr?«

»Das lässt sich überhaupt nicht vergleichen«, sagte sie, mit einem Mal wieder ernst. »Du hast über mich gelacht, weil du dir überlegen vorkamst. Ein Sklave, der wie ein Herr spricht, erheitert den Herrn. Zumindest für den Augenblick.«

Ich versuchte, sie zu unterbrechen und ihr zu versichern, dass es mir nie in den Sinn gekommen wäre, sie als Sklavin und mich als Herrin zu betrachten, doch sie ignorierte meine Bemühungen. Im gleichen ernsthaften Tonfall erklärte sie mir, dass sie über mich gelacht habe, weil ich ganz offenbar meiner eigenen Weiblichkeit gegenüber blind und unempfindlich sei.

»Was ist los mit dir, Delia?«, fragte ich verwirrt. »Du beleidigst mich.«

»Allerdings«, gab sie bereitwillig zu und kicherte, ohne sich aus meinem aufsteigenden Ärger auch nur das Mindeste zu machen. Mit lautem Klatschen schlug sie mir aufs Knie. »Was mir Sorgen macht, ist die Tatsache, dass du dir über dein weibliches Sklavendasein nicht im Klaren bist.«

Mit meinem letzten Rest Geduld versuchte ich ihr zu erklären, dass sie unrecht hatte. »Heutzutage gibt es keine Sklaven mehr.«

»Frauen sind Sklaven«, insistierte Delia. »Männer versklaven Frauen. Männer benebeln Frauen. Ihr Wunsch, uns als ihr Eigentum zu brandmarken, benebelt uns«, erklärte sie. »Dieser Nebel hängt um unsere Nacken wie ein Joch.«

Als sie meinen verständnislosen Gesichtsausdruck bemerkte, lächelte sie, lehnte sich in ihrem Sitz zurück und verschränkte die Hände vor ihrer Brust. »Sex benebelt Frauen«, fügte sie sanft, aber bestimmt hinzu. »Derartig benebelt sind Frauen, dass sie nicht einmal in der Lage sind zu erkennen, dass ihr niedriger Status in der Welt die direkte Folge dessen ist, was ihnen sexuell angetan wird.«

»Das ist der größte Unfug, den ich je gehört habe!«, rief ich und verfiel in eine behäbige Schmähere über die sozialen, ökonomischen und politischen Gründe für den niedrigen Status der Frau. Ausgiebig erging ich mich über die positiven Veränderungen, die während der letzten Jahrzehnte stattgefunden hatten, und darüber, wie erfolgreich Frauen in ihrem Kampf gegen die Vorherrschaft des Mannes gewesen waren. Leicht genervt durch ihren spöttischen Gesichtsausdruck konn-

te ich es mir nicht verkneifen, sie darauf hinzuweisen, dass ihre Urteilsfähigkeit ohne Zweifel durch ihre eigenen Erfahrungen getrübt worden sei.

Sichtlich bemüht, sich zusammenzureißen, begann ihr Körper vor unterdrücktem Gelächter zu beben. »In Wirklichkeit hat sich überhaupt nichts geändert. Frauen sind weiterhin Sklaven. Wir sind als Sklaven aufgewachsen. Die gebildeten Sklaven sind mittlerweile damit beschäftigt, die sozialen und politischen Missstände der Frauen aufzuzeigen. Doch ist kein einziger Sklave in der Lage, sich auf die Wurzel seines Übels – den Sexualakt – zu konzentrieren, es sei denn, es handelt sich dabei um eine Vergewaltigung oder andere Formen körperlichen Missbrauchs.« Ein winziges Lächeln teilte ihre Lippen, während sie erklärte, dass religiöse Männer, Philosophen und Wissenschaftler seit Jahrhunderten darauf bestehen, dass Männer und Frauen einem biologischen, gottgegebenen Imperativ folgen, der direkt mit der Fortpflanzung in Verbindung steht.

»Man machte uns glauben, dass Sex gut für uns sei«, unterstrich sie ihre Ausführung. »Unsere Annahme dieses überlieferten Glaubens machte es uns unmöglich, die richtige Frage zu stellen.«

»Und welche Frage ist das?«, frage ich und gab mir große Mühe, angesichts ihrer irrigen Überzeugungen nicht in Gelächter auszubrechen.

Delia schien mich nicht gehört zu haben; sie schwieg so lange, dass ich glaubte, sie sei eingeschlafen. Deshalb erschrak ich leicht, als sie sagte: »Die Frage, die sich niemand zu stellen traut, lautet: Was geschieht eigentlich mit uns Frauen, wenn wir flachgelegt werden?«

»Also wirklich, Delia«, tadelte ich sie mit gespielter Entrüstung.

»Die Benebelung der Frauen ist so vollständig, dass wir uns auf jeden Aspekt unserer Unterlegenheit konzentrieren, nur nicht auf den, der die Ursache für alle anderen ist«, fuhr sie fort.

»Delia, es geht nun mal nicht ohne Sex«, lachte ich. »Was würde aus der menschlichen Rasse werden, wenn wir nicht ...«

Mit gebieterischer Handbewegung unterband sie meine Frage und mein Gelächter. »Frauen wie du imitieren in ihrem Feuereifer nach Gleichheit die Männer«, sagte sie. »Frauen ahmen Männer bis zu dem Punkt nach, an dem sie sich für eine Form von Sex interessieren, der nichts mehr mit Fortpflanzung zu tun hat. Sie setzen Freiheit und Sex

gleich, ohne dabei in Betracht zu ziehen, was eigentlich mit ihrem Körper und ihren Gefühlen geschieht, wenn sie Sex haben. Wir sind derartig indoktriniert worden, dass wir tatsächlich glauben, Sex sei gut für uns.«

Sie stieß mich mit dem Ellbogen in die Seite und fügte dann in singendem Tonfall hinzu: »Sex ist gut für uns. Er bereitet uns Wonne. Er ist notwendig. Er behebt Depression, Repression und Frustration. Er kuriert uns von Kopfschmerz, von niedrigem wie hohem Blutdruck. Er lässt Pickel verschwinden. Er lässt Arsch und Titten wachsen und reguliert unseren Menstruations-Zyklus. Kurz: Er ist fantastisch! Sex ist gut für Frauen. Das weiß doch jeder.« Sie hielt einen Augenblick inne und verkündete dann in dramatischem Ton: »Ein Fick pro Tag hält dir den Doktor vom Hals!«

Mir erschienen ihre Behauptungen ungeheuer witzig, doch die Erinnerung daran, wie meine Familie und Freunde und sogar unser Hausarzt mir gegen alle meine Jugendleiden, die durch das Heranwachsen in einer strikten und repressiven Umwelt entstanden waren, Sex empfohlen hatten, ernüchterte mich schlagartig. Der Doktor hatte behauptet, nach der Eheschließung würde ich regelmäßige Monatsblutungen bekommen und Gewicht zulegen. Ich würde besser schlafen. Ich würde netter und ausgeglichener sein.

»Ich weiß nicht, was an dem Bedürfnis nach Sex und Liebe falsch sein soll«, sagte ich defensiv. »Was ich diesbezüglich erlebt habe, hat mir sehr gut gefallen. Und mich benebelt niemand. Ich bin frei! Ich suche mir aus, mit wem und wann ich es machen will.«

In Delias Augen stand ein durchtriebenes Funkeln, als sie sagte: »Dass du deinen Partner selbst aussuchst, ändert nichts an der Tatsache, dass du gefickt wirst.« Als wolle sie ihren harschen Tonfall lindern, fügte sie dann lächelnd hinzu: »Freiheit und Sex gleichzusetzen, darin besteht wohl die ultimative Ironie. Unsere Benebelung durch die Männer ist so komplett, so umfassend, dass sie uns die notwendige Energie und Imagination geraubt hat, mit der wir die wahre Ursache für unsere Versklavung erkennen könnten.« Und mit Nachdruck fügte sie hinzu: »Einen Mann sexuell zu begehren oder sich romantisch mit ihm einzulassen, sind die einzigen Möglichkeiten, die einer Sklavin bleiben. Alles, was man uns jemals über diese beiden Möglichkeiten erzählt

hat, sind nichts weiter als Entschuldigungen, die uns zur Mittäterschaft und Ignoranz bewegen sollen.«

Ich war entrüstet und mittlerweile sicher, dass sie eine verklemmte, Männer hassende Emanze sein musste. »Weshalb hast du eine derartige Abneigung gegen Männer, Delia?«, frage ich in zynischem Tonfall.

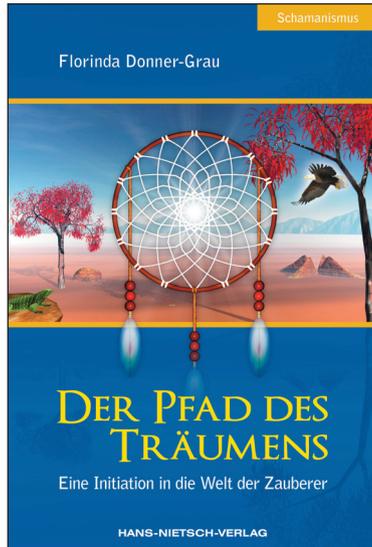
»Ich habe keine Abneigung gegen sie«, versicherte sie mir. »Ich wehre mich nur leidenschaftlich gegen unsere Unfähigkeit zu erkennen, wie gründlich wir indoktriniert worden sind. Der auf uns lastende Druck ist so groß, dass wir uns willig zu Komplizen der Männer machen lassen. Wer es wagt abzuweichen wird ausgeschlossen und als Männerhasserin hingestellt.«

Ich warf ihr einen verstohlenen Blick zu. Ich hatte entschieden, dass sie deshalb so abschätzig über Sex und Liebe sprechen musste, weil sie schließlich nicht mehr die Jüngste war; ohne Zweifel lagen die Gefilde körperlicher Lustbarkeiten bereits weit hinter ihr.

Leise kichernd legte Delia die Hände hinter ihren Kopf. »Ich habe meine körperlichen Gelüste keinesfalls aus Altersgründen hinter mir gelassen«, gestand sie, »sondern weil ich die Möglichkeit erhielt, meine Energie und meine Imagination zu benutzen und nicht mehr die Sklavin zu sein, zu der man mich erzogen hat.«

Die Tatsache, dass Delia meine Gedanken gelesen hatte, erstaunte mich jetzt weniger, doch fühlte ich mich zutiefst beleidigt. Ich begann mich zu verteidigen, doch lösten meine Worte bei ihr nur weiteres Gelächter aus. Sobald sie sich beruhigt hatte, wandte sie sich mir zu. Ihr Gesicht war streng und ernst, wie das eines Lehrers, der seinen Schüler zurechtweisen will. »Wenn du keine Sklavin bist, weshalb wurdest du dann erzogen, to be a Hausfrau?«, fragte sie. »Und wie kommt es, dass alles, woran du denken kannst, is to heiraten und dein future Herr Gemahl, who will dich mitnehmen?«

Die Art, wie sie Deutsch und Englisch vermischte, brachte mich derartig zum Lachen, dass ich den Wagen anhalten musste, um einen Unfall zu vermeiden. Mit einem Mal interessiert an dem Ursprung ihrer Deutschkenntnisse, vergaß ich völlig, mich gegen ihren unschmeichelhaften Vorwurf zu verteidigen, dass alles, was ich vom Leben wolle, ein Ehemann sei, der mich in den Sonnenuntergang entführte. Doch wie



Florinda Donner-Grau
Der Pfad des Träumens
Eine Initiation in die Welt der Zauberer

In diesem Buch berichtet Florinda Donner-Grau erstmals ausführlich von ihrer Lehrzeit bei Don Juan und seiner Gruppe von Hexen und Zauberern. Sie schildert ihre Begegnungen mit Carlos Castaneda sowie ihre Initiation in die Kunst des Träumens (einer der beiden traditionellen Pfade der Tolteken) und die Welt der Zauberer. „Der Pfad des Träumens“ ist ein atemberaubender Tatsachenbericht, der uns mit einer anderen Kultur und Lebensweise konfrontiert, die genauso real sind wie unsere Welt und Weltanschauung. Besonders faszinierend ist der Aspekt weiblicher Weisheit, der bei den Zauberern Mexikos eine führende Rolle spielt.

So wird die Autorin von ihren Lehrerinnen in Geheimnisse eingeweiht, die nicht nur ihr Verhältnis zu ihrer eigenen Weiblichkeit infrage stellen, sondern auch für unsere Gesellschaft herausfordernd, ja geradezu revolutionär sind.

240 Seiten, Broschur • ISBN: 978-3-939570-31-8